

1 Tom und Bernardo

Bühne frei für die Protagonisten

Ich schaue auf die Uhr. Sieben Uhr neunundzwanzig. Draussen macht sich geschäftige Unruhe breit. Aus dem Tuscheln wird Gemurmel. Als es endlich läutet, gebe ich mir einen Ruck und öffne die Tür. Die Neugierigen drängen sich vor, die Ängstlichen bleiben zurück. Der Vorderste wird unsanft ins Zimmer geschleudert und bleibt vor mir stehen. Er schlägt seine buschigen Brauen hoch, verzieht die Mundwinkel zu einem Lächeln und ergreift das Wort.

«Guten Morgen, Chef. Ich heisse Tom.»

Thomas war ein zehnjähriger Junge aus einem der vielen abgelegenen Emmentaler Gräben, die zum Einzugsgebiet meiner Schule zählten. Meiner ersten Schule. Dass ich in der Hauptstadt des Emmentals unterrichten durfte: Zufall. Ich hatte die freie Stelle nur bekommen, weil die Schulkommission die richtigen Fragen stellte.

Warum ich nicht Journalist geblieben, sondern plötzlich Lehrer geworden sei. Ob ich mich darauf freue, hier zu unterrichten. Wie ich mir das pädagogische Paradies vorstelle. Lauter wohlwollende Fragen, die du mit jenen Schalmeien erwidern kannst, die den Bauch des Fragenden so lange pinseln, bis der Magen nicht mehr knurrt. Nicht auszudenken, sie hätten die falschen Fragen gestellt. Warum das Gymnasium in meinem Lebenslauf siebeneinhalb Jahre dauerte. Wie ich vor zwei Jahren diese Polemik gegen das Militär schreiben konnte. Und wie ich mit diesem Studenten der Jurisprudenz zusammenleben könne, der notorisch der Vielweiberei huldige.

Aber die Leute waren mir wohl gesinnt. Und trotzdem hing unser Zusammentreffen an einem seidenen Faden, denn Thomas war schlau, aber kein Musterschüler. Kein Streber, nur interessiert

an den Fragen des Lebens. Ob man die Forelle mit blossen Händen aus Vaters Fischweiher ziehen könnte. Ob das Nachbarmädchen ihn küssen würde, wenn er ihm zum Geburtstag ein Bündel Gras und eine Blindschleiche ins Pult legte. Ob Vater den Vesperkorb wieder fände, den der Junge im Maisfeld versteckt hatte, jetzt, wo die Schokolade gefressen war.

Während Tom die Fragen des Lebens im Feldversuch längst beantwortet hatte, überliess er seine Laufbahn dem Zufall. Der war blond, hatte rehbraune Augen und hiess Lena. Tom liebte Lena, und die wollte zur Sekundarschule. Einer seiner Freunde hatte in einem Aufsatz zum tiefsinnigen Thema «Warum ich gerne zur Schule gehe» die These verfochten, in der Schule könne man sich am schnellsten verlieben, weil dort die Menge der Kandidatinnen grösser sei als auf dem Friedhof, wo die Mädels sich eh nicht hintrauten. Das leuchtete ein und sprach für die Schule. Im Fall von Lena für die Sekundarschule.

Allein, es galt, diese Eintrittsprüfung zu überstehen, aber die wurde für Tom zur Gratwanderung, weil wir die falschen Fragen stellten. Es waren Fragen, die seiner fröhlichen Felderfahrung spotteten und auf jenes traurige Dasein zielten, das in der Zukunft stattfand, und die lag ihm fern. So warf er an der Prüfung allein seinen Verstand in die Waagschale und schlüpfte gerade noch durch.

Tom riss das Tor hinter sich zu, schnappte Luft und wandte sich wieder den Fragen des Lebens zu. Seine grossen, wachen Augen setzten sich auf dem kleinen Ball fest, der im Seitenfach des Tischfussballkastens lagerte. Ob die Fensterfront am Ende des Korridors dem Ball widerstünde, wenn man ihn mit voller Kraft dagegen schleuderte? Sie widerstand, bis das Geschoss eines Tages genau an der Eisenkante der Verglasung landete. «700 Franken, der Sachschaden», berechnete Hauswart Martin am Tatort. «Galaktisch, der Knall!», berichtete Bernardo inzwischen der Klasse. Toms neuer Kollege war so belesen, dass er galaktisch sagte, wenn er geil meinte.

War es spannend, eine Nähmaschine zum Vernähen von Stoffen zu verwenden? War es nicht; das konnte jeder. «Nähmaschinenrennen» tönnte besser und funktionierte so: Während Frau Gehrig im Lehrerzimmer ihren wohlverdienten Pausenkaffee schlürfte, zeichneten die Rennleiter eine Rundstrecke, die Kurven, Ölflecken und Hindernisse enthielt, auf mehrere A4-Blätter. Diese verteilte man unter die vorwiegend männlichen Teilnehmer. Jeder Fahrer spannte sein Blatt in die Nähmaschine ein, und auf das Kommando «Achtung, fertig, los!» ratterten sie der Rundstrecke entlang, an den Ölflecken vorbei und möglichst schnell ins Ziel, also ohne über die Strecke hinauszuschliessen. Der Schnellste gewann; und dank der Nadelspur konnte man sogar überprüfen, ob einer eine Abkürzung genommen hatte. Da aber selbst Nähmaschinen der Edelmarke Bernina damals noch nicht für den Motorsport konzipiert waren, versagte einer der Boliden plötzlich seinen Dienst.

«500 Franken, der Motorenschaden», berechnete sachlich der Hauswart. «Es het gschigget!», berichtete Bernardo derweil der Klasse. Er war so belesen, dass er stets das beste Verbum fand, wenn es spektakuläre Vorgänge zu beschreiben galt. 24 Jahre lang hielten die Kameraden dicht; den Schaden beglichen sie im Kollektiv.

Konnte man das Treppengeländer in Brand setzen? Eine physikalische Herausforderung, die erst im sechsten Versuch gelang, als ein Verrückter das Petroleum anzündete, mit dem Bernardo den Kunststoff eingeschmiert hatte.

Diesmal musste Tom bei der Schulleitung vortraben. Drei Nachmittage lang Fenster putzen, lautete das Verdikt, mutterseelenallein, und er liebte seine Mutter, wie gewiss kein Mensch im Schulhaus seine Mutter zu lieben vermochte. Er liebte sie mehr als Wanda und Blanca Fernanda zusammen, die beiden Nachfolgerinnen von Lena, denen er seine grosse Liebe noch gar nicht gestanden hatte, und die er

ihnen nun nicht rechtzeitig gestehen konnte, da er die Fenster putzen musste. Alle Fenster minus die zertrümmerten vom ersten Stock.

Was mich an dem Jungen beeindruckte, war seine Aufrichtigkeit. Nie gab es Diskussionen darüber, wer den Streich ausgeführt hatte. War der Schaden in der Klasse einmal aufgetischt, stand Tom auf, zerrte mich zum Schuldirektor, formulierte dort eidesstattlich sein Geständnis und schob noch im selben Atemzug die Bemerkung nach, die Handwerker seien bereits unterwegs.

Schliesslich folgte das Zeremoniell des Motivs. «Sehr geehrter Herr Honegger, eigentlich ...» – seine weissen Zähne blitzten auf – «... eigentlich wollte ich nur wissen, was passiert.»

Nie hätte Tom erwähnt, dass sein Klassenkamerad der geistige Vater aller Streiche war. Als ich es eines Tages trotzdem herausfand, stand Bernardo auf, gab freimütig alles zu und formulierte, mit vorgeschobenem Kinn und mit Lippen, die er zu einer Tüte formen konnte, einen magistralen Satz:

«Mich nahm wunder, was passiert.»

Mich selber nahm schon damals wunder, wie es mit Tom und Bernardo im Leben weitergehen würde. So vieles war ihnen zuzutrauen! Konnte ich ahnen, dass die Wege zweier Menschen, die in der Zufallsgemeinschaft meiner Schulklasse zu Gefährten geworden waren, sich so sehr verzweigen könnten, dass sie sich gänzlich aus den Augen verlören?

Das sind die wahren Fragen des Lebens, und sie bedürfen einer weiteren Betrachtung, denn zu beantworten sind sie nur schwer, zumal in einem kleinen, wenn auch wahrhaftigen Buch.

Atmen wir erst einmal durch. Überlassen wir Tom und Bernardo ihrem Schicksal. Setzen wir uns gemütlich in unsere Zeitmaschine, überfliegen wir eine Handvoll Schuljahre, und werfen wir einen Blick ins Lehrerzimmer. Wir öffnen die schwere Tür. Käsegeruch kommt uns entgegen. Und Pulverdampf.

2 Hände hoch!

Mein Mittagessen war ein Hochgenuss: Cannelloni ricotta e spinaci. Zubereitet von meiner Ehefrau, die hier nicht erwähnt werden wollte, jedenfalls nicht explizit.

Ephraim Kishon behauptete in seinen Büchern, er habe die beste aller Ehefrauen. Zu einer solchen Behauptung würde ich mich niemals versteigen, allerdings verfüge ich punkto Ehefrauen über den kleineren Horizont als der hebräische Weltenbummler. Zwar kenne ich noch eine andere Ehefrau als meine M. Sie lebt in Liechtenstein und ist nicht mit mir verheiratet, sondern mit einem guten Freund, der sich seinerseits für den besten Ehemann der Welt hält, nur weil er für seine Familie eine Karriere als Tennisprofi in den Sand gesetzt hat. Oder weil er den Gemüsegarten bestellt, den Grill putzt und die schönsten Weihnachtsbäume des Fürstentums nach Hause schleppt.

Ich aber halte lapidar fest: Mein Mittagessen war ein Hochgenuss. Zubereitet von meiner Ehefrau Monika. Aber deswegen ist sie noch lange nicht die beste aller Ehefrauen.

Ich kann mir zum Beispiel gut vorstellen, dass italienische Gattinnen die Cannelloni ricotta e spinaci besser zubereiten. Sogar die Gattin meines Freundes N. in Liechtenstein, die Italienischlehrerin B., könnte es an einem guten Tag schaffen. Aber wie kann einer aus einem einzelnen Ereignis, vorzüglich schmeckenden Cannelloni zum Beispiel, den irrwitzigen Schluss ziehen, seine Ehefrau sei die beste von allen?

Ich kann mir zum Beispiel vorstellen, dass es bessere Dauerläuferinnen gibt als meine Frau Moniquita Del Mundo. Nie kommt sie mit mir rennen, nicht mal im Dezember, wenn ich unter unvorstellbarem Stress in den heimischen Wäldern herumhetze, um den

schönsten Weihnachtsbaum aufzuspüren, der auch von meinem Freund Norman, dem liechtensteinischen Landesförster, nicht mehr zu übertreffen wäre.

Monika pflegt mir bei derlei Anwürfen zu entgegnen: «Du kommst ja auch nicht mit mir tanzen.» Dabei müsste ihr doch bekannt sein, dass Männer ganz gezielt nicht tanzen gehen. «Männer tun das, was sie gut können, alles andere lassen sie bleiben», fand eines meiner Lieblings-Magazine kürzlich heraus.

Ich ertappe mich dabei, dieser Aussage spontan zuzustimmen, als mir gerade noch einfällt, dass ich sachlich bleiben wollte. Im Fokus der Objektivität trifft die Aussage natürlich nicht zu. Ich bin Lehrer. Wir Volksschullehrer sind Generalisten. Im Lehrplan wird uns das amtlich bescheinigt. Wir dürfen alles. Wir sollen, müssen, wollen alles. Und vor allem: Wir können alles. Sogar tanzen. Das Gesetz des Modalverbs steht im Lehrplan.

Das ist es, was meine Gattin so nervt an mir. Dass ich alles kann. Weil ich es können darf, soll, muss und will. Natürlich ist es ihr gutes Recht, sich über meine galaktischen Kompetenzen aufzuregen. Im Fokus der Modalität gesehen darf sie das. Soll ich mich dafür aber entschuldigen? Nein, ich muss sachlich bleiben.

Und damit sind wir wieder am Ausgangspunkt meiner Geschichte, den Cannelloni. Als ich eine Viertelstunde nach deren Genuss das Lehrerzimmer meiner Schule betrete, begrüsst mich beissender Käsegeruch.

Nichts gegen Käse, wenn er frisch ist und zum Beispiel dazu dient, italienische Cannelloni zu veredeln. Aber der Käse hier muss Jahrzehnte in einer ausgemusterten Alpenfestung der Schweizer Armee vor sich her gegammelt haben, bevor er in die Fänge meiner jungen Kolleginnen und Kollegen geraten ist. Jeden Donnerstag zelebrieren sie in dieser Denkschmiede der Volksbildung das

Ritual der Käseschmelze und verbreiten jene fatale Fröhlichkeit, die einem sachlichen Arbeitsantritt diametral im Wege steht. Ich aber bleibe sachlich und anerkenne, dass selbst balzende Hirsche mal ihren Hunger stillen müssen. Ausserdem blicke ich selber auf ein vorzügliches Mittagmahl zurück: Cannelloni ricotta e spinaci.

Beinahe hätte ich mich dazu hinreissen lassen, den kulinarischen Analphabeten von den Kochkünsten meiner Gattin vorzuschwärmen, als eine ältere Kollegin hereinplatzt, den beissenden Geruch von geschmolzenem Schimmelkäse wahrnimmt und die Fassung verliert. «Nicht schon wieder! Unter dieser grässlichen Käseglocke soll einer noch Kräfte sammeln und seine Gedanken ordnen? Eine Käserei ist das!»

Ich kann mir den Kontrollverlust dieser Frau von Kultur nur damit erklären, dass ihr der nüchterne Magen auf die Nieren schlägt, zumal sie in den Mittagsstunden des Donnerstags als Einzige zu unterrichten pflegt, statt sich zu ernähren.

Georg dem Ersten nützt meine Erklärung aber nichts. Georg der Erste ist Bauernsohn. Mit seinen Schmelzorgien leistet er einen marktwirtschaftlich relevanten Beitrag zum Abbau der Milchschwemme. Unermüdlich treibt er ausserdem den Umsatz des elterlichen Bauernhofes in die Höhe. Seit er hier unterrichtet, geben wir uns in den Pausen nicht mehr sinnlosem Kaffeetrunke hin, sondern tauschen Importschnäpse gegen Emmentaler Kartoffelbrand.

Aber Georg dem Ersten nützt das alles nichts, wenn unsere ältere Kollegin – deren Name hier übrigens nicht verschwiegen wird, um am Rad der Spekulationen zu drehen, sondern nur aus Respekt vor dieser Lehrkraft, die sich in aller Regel durch Sachlichkeit und Kompetenz auszeichnet – wenn unsere Kollegin also doch durchdreht, sich stolpernd auf ihn stürzt und sich im Sturze anschickt, ihm an die fürstliche Gurgel zu greifen, im Geiste wenigstens. Erst das beherzte

Eingreifen unseres zufällig anwesenden Schulhaus-Gewerkschafters vermag die Wut der (im Geiste) sich wild am Boden wälzenden Walküre einzudämmen. Wir nennen ihn Gorbatschow, oder Gorbi, wenn es eilt.

Gorbi ist ein Verhandlungskünstler, kein Mann der rohen Gewalt oder des Streiks. Seine Waffe ist der weise Witz. Und so nimmt er sich den Käsebaron und die Sturzkönigin zur Brust und erzählt ihnen freundlich, aber bestimmt, seine Parabel von der Kommunikation.

«Im Reich der Tiere herrschte grosser Hunger. Es ging das Gerücht, am meisten setze der Hunger dem Löwen zu. In seiner grossen Not habe der sich dazu hinreissen lassen, eine geheime Liste zu erstellen mit den Tieren, die er zur Stillung seines Hungers vertilgen wolle.

Die Ameise, in Kenntnis des Alphabets und getrieben von der Furcht, leibhaftig verspiesen zu werden, suchte den Löwen auf und fragte höflich an, ob er eine Liste führe mit den Tieren, die er vertilgen wolle. Der Löwe bejahte, und am nächsten Tag war die Ameise vertilgt.

Das Zebra, in Unkenntnis des Alphabets und dennoch von der Furcht getrieben, mit Haut und Haar verspiesen zu werden, suchte den Löwen auf und fragte höflich an, ob es auf seiner Liste stehe. Der Löwe bejahte, und nach einer Woche war das Zebra gefressen, mit Haut und Haar.

Der Fuchs, in Kenntnis des Alphabets und noch vieler anderer Spitzfindigkeiten, die er sich in einem Fernstudium an der Hochschule für Kommunikation und Marketing in Luzern angeeignet hatte, und getrieben von der Neugier, ob man den Löwen nicht überlisten könnte, suchte den Hungrigen auf und fragte höflich an, ob er ihn bitte von der Liste streichen könne. Der Löwe bejahte, und am Ende des Monats waren die Tiere gerettet, der Löwe verhungert und der Fuchs ein reicher Mann.»

Der Käsebaron und die Sturzkönigin fallen sich seufzend in die Arme und legen vor unseren Augen das feierliche Gelübde ab, in Zukunft so sachlich zu verhandeln wie der Fuchs und der Löwe in der Parabel von der Kommunikation.

In diesem historischen Augenblick des Schwures verlieren Gorbi und ich kurz die Beherrschung. Ein paar Sekunden sind es vielleicht nur, in denen wir uns still umarmen und uns dabei dem Zustande pädagogischen Seelenfriedens nähern, als uns plötzlich ein lautes, penetrantes Türklopfen aus der Umklammerung reisst. Das muss ein Verrückter sein.

Natürlich dürfte, sollte, müsste, könnte noch immer alles mit sachlicher Kommunikation geregelt werden, besonders jetzt, wo wir alle die Parabel kennen. Aber erstens stehen Gorbi und ich noch unter Schock, und zweitens liegt auf dem Tisch dieses alte Gewehraus dem Theaterkeller, welches zu einer kleinen Improvisation geradezu einlädt.

Ein schneller Griff, und schon liegt es in meinen Händen. Ein kurzer, fragender Blick hinüber zu Gorbi, sein kurzes Nicken, und schon stehen wir an der Tür des Lehrerzimmers und harren des nächsten Klopfzeichens. Zu unserem Entzücken kommt es ohrenbetäubender daher als zuvor, und so reisst Gorbi wuchtig die Türe auf, während ich dem Verrückten den Willkommensgruss des amerikanischen Präsidenten Georg W. Bush ins Gesicht schmettere:

«Hände hoch!»

Der vermeintlich Verrückte rettet sich mit einem Sprung zur Seite und gibt den Blick auf Freddy frei. Der steht jetzt allein vor uns, mit aufgerissenen Augen und einem Loch in der Stirn, aus welchem die ersten Blutstropfen rieseln. Er steht da, in seinem Blut, und reisst die Hände hoch.

Ich aber, in jenem schrecklichen Zustande der Verwirrung, die jeden Verstand auszuschalten vermag, führe mir das Gewehr vor Augen und lasse mich zu einer ballistischen Untersuchung hinreissen. Nein, ich sehe keinen Pulverdampf aufsteigen. Nein, das Kaliber passt nicht zum Loch in der Stirne von Freddy. Nein, es brennen keine Schmauchspuren unter meinen Fingernägeln. Nein, die Knarre war nicht mal geladen.

Ich atme durch. Das Loch in Freddys Stirne muss durch Fremdeinwirkung entstanden sein. Wie auch immer, er braucht Hilfe, und zwar dringend. Jetzt ist medizinisches Fachwissen angesagt. Und vor allem: Jetzt müssen wir die Emotionen herunterfahren. Wieder sachlich werden. Unsere galaktischen Kompetenzen aus dem Hut zaubern.

Gorbi zückt triumphierend seinen Rotkreuz-Notfallzettel, den er immer dabei hat, weil da «Gabi» so schön beschrieben ist: Gibt er Antwort? Atmet er? Blutet er? Ist er tot? Ein kurzer Blick, dann die Aufgabenteilung. Gorbi alarmiert die Schweizerische Rettungsflugwacht, ich die Notaufnahme am Universitätsspital.

Wir legen das Opfer auf den Liegestuhl unseres Käsebarons, der dort gerade sein Mittagsschläfchen halten wollte. Ich desinfiziere die Wunde, Gorbi reisst das Heftpflaster aus seiner Umhüllung. Ich trockne das Einschussloch mit steriler Watte ab. Gorbi klebt das Heftpflaster drüber, Kaliber 9 mm, und drückt es fest.

Es muss ein Kieselstein gewesen sein. Freddy ist ein hausbekannter Rabauke. Er wird den Zwischenfall zuhause nicht erwähnen. Zur Sicherheit – denn Sicherheit geht über alles an unserer Schule – bitte ich ihn dennoch, das kleine Heftpflaster auf seiner Stirn noch vor der Heimkehr zu entfernen und die Wunde mit ein wenig Schminke zu übertünchen. Eine meiner balzenden Kolleginnen steckt ihm ihre

Puderdose zu und nickt dabei freundlich. Ja, er darf sie behalten, bis die Wunde verheilt ist. Er nickt dankbar, obwohl ihm die Sache mit der Puderdose peinlich ist.

Endlich kommt es zum feierlichen Austausch der Entschuldigungen. Er entschuldigt sich für die Geschichte mit den Kieselsteinen, wir uns für den unsachlichen Empfang. Er nickt dankbar. Wir nicken zurück, schliessen die Tür und atmen durch.

Mein Mittagessen eben war ein Hochgenuss. Spaghetti Carbonara mit acht Eiern und viel Speck. Das Gericht war göttlich, aber es liegt etwas schwer auf. Gorbi und ich sinken erschöpft in die flauschig weiche Polstergruppe und lassen uns von einer barbusigen Kollegin den Playboy, einen Espresso und einen fruchtigen Grappa aus dem Piemont servieren.

Das Leben könnte so schön sein.

3 Schüler waren wir alle mal

Als ich vor neunhundert Jahren in Burgdorf, der schönsten Kleinstadt im Unteren Emmental, das Gymnasium absolvierte, hätte ich noch keinen Gedanken daran verschwendet, eines Tages Lehrer zu werden. Aber mein Unterbewusstsein scheint bereits damals hervorragend funktioniert zu haben. Es speicherte sämtliche Extremsituationen ab, denen ich später einmal im Klassenzimmer selber ausgesetzt sein würde.

Nehmen wir zum Beispiel den Klassiker: Ein Schüler statt mit Fleiss sich an die Arbeit zu machen, befeisst sich des Schwatzens und lenkt seine Kameraden ab. Ein ganz normaler Vorgang mit naheliegender Fortsetzung; am Schluss schwatzen sie alle.